

*COMPASS-Infodienst
für christlich-jüdische und deutsch-israelische
Tagesthemen im Web*

www.compass-infodienst.de

ONLINE-EXTRA Nr. 100

Juli/August 2009

LEXIKON DER JÜDISCHEN GEMEINDEN IM DEUTSCHEN SPRACHRAUM

Dessau – Emden – Fürth – Hechingen

Klaus-Dieter Aliche

.....
© 2009 Copyright bei Autor und Verlag
online exklusiv für ONLINE-EXTRA
www.compass-infodienst.de
.....

KLAUS-DIETER ALICKE

Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum

Vorwort

Im November 2008 jährt sich zum 70. Male der Tag, an dem in Deutschland Synagogen brannten und jüdische Friedhöfe geschändet wurden, unzählige jüdische Bürger/innen misshandelt, Geschäfte geplündert und ausgeraubt und Zehntausende Juden für Tage und Wochen in Konzentrationslager verschleppt wurden und dort auch fast 100 Menschen zum Opfer fielen. Organisiert vom nationalsozialistischen Regime markierten diese Tage den Übergang von der Diskriminierung und Ausgrenzung der deutschen Juden seit 1933 hin zur systematischen Verfolgung, die wenige Jahre später in den Holocaust an den europäischen Juden im Machtbereich des NS-Regimes mündete.

Die nun schon sieben Jahrzehnte zurückliegenden Pogrome – im Volksmund verharmlosend „Reichskristallnacht“ bezeichnet - habe ich als geeigneten Zeitpunkt empfunden, um mit der Publizierung eines Lexikons zur Geschichte der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum an die Öffentlichkeit zu treten und dem Vergessen entgegen zu treten. Denn über viele Jahrhunderte hinweg haben Menschen israelitischen Glaubens ihre Spuren in der deutschen Geschichte hinterlassen. Mit ihren herausragenden wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeiten haben die Juden in Deutschland unsere mitteleuropäische Kulturlandschaft prägend mitbestimmt und zeitweilig deutsche Städte zu Zentren europäischer Kultur gemacht.

Vieles davon ist heute in Vergessenheit geraten; Städte und Dörfer, in denen in der Vergangenheit blühende jüdische Gemeinschaften anzutreffen waren, weisen heute - wenn überhaupt - nur noch Spuren jüdischer Geschichte auf, die die planmäßige nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik noch übrig gelassen hat. Doch die völlige Auslöschung der gesamten jüdischen Kultur gelang dem Nationalsozialismus nicht.

Diese noch verbliebenen Spuren zu entdecken, Vergessenes wieder zum Vorschein zu bringen und daraus zu Kenntnissen und Erkenntnissen zu gelangen, soll mit dem Lexikon erreicht werden.

Motivation für meine Arbeit an diesem Lexikon habe ich durch meine Tätigkeit im Besucherdienst der Gedenkstätte Bergen-Belsen erhalten. Insbesondere die Arbeit mit Schülergruppen brachte mich dazu, mich intensiver mit der Geschichte des deutschen Judentums zu befassen: Denn um einen besseren Zugang zu den zumeist aus dem norddeutschen Raum kommenden Schülergruppen zu bekommen, erwies es sich als äußerst hilfreich, den Einstieg in die Thematik von der jeweiligen Lokalgeschichte her zu erreichen. Das bedeutete, dass zu jeder Gruppe eine speziell auf diese abgestimmte Einführung erarbeitet wurde, die die Verfolgung während der NS-Zeit zum Inhalt hatte. Da in vielen Heimatorten der Schüler/innen ehemals jüdische Gemeinden beheimatet waren, konnte hier oft eine Verbindung zum Gedenkstättenbesuch geknüpft werden. Auf diese Weise entstanden zunächst „Kurzportraits“ jüdischer Gemeinden aus dem Besucher-Einzugsgebiet der Gedenkstätte Bergen-Belsen. In den folgenden Jahren habe ich dann die Arbeit auf den gesamten deutsch-sprachigen Raum ausgedehnt.

Das Lexikon „Jüdische Gemeinden im deutschen Sprachraum“ beinhaltet „Kurzportraits“ von mehr als 2.000 jüdischen Gemeinden, die es um 1900

gegeben hat. Hierbei finden nicht nur die ehemaligen und z.T. wieder neuentstandenen Kultusgemeinden auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Berücksichtigung, sondern auch die Österreichs und der Schweiz und auch jene, die auf jetzigem französischem, polnischen und tschechischen Staatsgebiet beheimatet waren. Dabei sind bei letztgenannten auch solche Orte mit aufgenommen worden, in denen die Bevölkerungsmehrheit nicht-deutschsprachig war, aber deren jüdische Bewohner zeitweilig dem Deutschtum sehr nahe standen; dies gilt vor allem für die böhmischen und mährischen Gemeinden. Die Beschaffung historisch gesicherter Materialien war hier besonders schwierig, und deshalb ist die Darstellung hier oft lückenhaft. Insgesamt enthalten die vorliegenden Bände wesentliche geschichtliche Tatbestände, ohne aber den Anspruch erheben zu wollen, eine vollständige, wissenschaftlichen Kriterien entsprechende Darstellung zu geben. Die mir vorgelegene Literatur älteren und jüngeren Datums – insgesamt wurden mehr als 3.000 Publikationen herangezogen – diente als Grundlage aller Beschreibungen.

Bei der Vorstellung der einzelnen jüdischen Gemeinden wurde weitestgehend ein bestimmtes Schema eingehalten, bei dem die folgenden Punkte angesprochen wurden:

- Entstehung der Gemeinde, historische Entwicklung bis in die NS-Zeit,
- vorhandene Kultuseinrichtungen (Friedhof, Synagoge, Mikwe, Schule, u.a.)
- demographische Entwicklung und Berufsstruktur,
- Verfolgung/Ende der Gemeinde in der NS-Zeit,
- heute bestehende Zeugnisse der Gemeinde, Mahnmale, Gedenktafeln u.ä.

Inhaltliche Schwerpunkte innerhalb der „Kurzportraits“ sind die Entwicklung der Gemeinden im 19. Jahrhundert und ihr Ende während der NS-Zeit, wobei besonders bei den „Stadtgemeinden“ – was die NS-Zeit angeht – auch detaillierte Angaben gemacht werden.

Am Ende eines jeden Textes kann dann die zur Verfügung stehende Literatur – in chronologischer Reihenfolge angegeben – eingesehen und gleichzeitig genutzt werden, um weitergehende Informationen über die Geschichte der einzelnen jüdischen Kultusgemeinden zu erhalten.

Bei den mehr als zwölf Jahre lang betriebenen Recherchen haben Gemeinde- und Stadtverwaltungen, bestehende jüdische Gemeinden, Museen und Gedenkstätten, Initiativen und Vereine, aber auch vor Ort arbeitende Historiker vielfach Unterstützung zu teil werden lassen. Erst durch die mir zur Verfügung gestellten, oft umfangreichen Materialien konnte das „Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum“ erarbeitet werden.

Ein besonderer Dank gilt meiner Frau, die zum einen durch ihr verständnisvolles Verhalten während meiner Arbeit das Zustandekommen des Werkes ermöglicht und zum anderen durch die sprachliche Redigierung der Texte einen Beitrag zu dessen Gelingen beigetragen hat.

Mit dem Lexikon möchte ich vor allem Menschen der jüngeren Generation ansprechen, die im allgemeinen keine oder nur sehr wenige Kenntnisse über jüdische Lokalgeschichte besitzen und es kaum für möglich halten, dass in ihrer Heimatstadt auch einmal israelitische Gemeinde zu Hause war. Sich auf die Spuren der jüdischen Geschichte seiner Stadt, seiner Region zu begeben und sich zu erinnern, heißt, sich des eigenen historischen Ortes zu vergewissern.

Ich wünsche mir, dass dieses Lexikon künftig einen Platz in jeder Bibliothek weiterführender Schulen und entsprechender Bildungseinrichtungen findet und dass die Kultusministerien der Länder auch Mittel für die Beschaffung bereitstellen.

In aller erster Linie soll die Publikation den vielen Zehntausenden jüdischen Familien aus Deutschland ein bleibendes Denkmal setzen, die oder deren Angehörige Opfer der Shoa wurden oder die in die Emigration getrieben wurden.

Winsen/Aller, November 2008

Klaus-Dieter Alicke

Dessau (Sachsen-Anhalt)

Erste nachweisbare Ansiedlungen von Juden in Dessau sind aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts belegt; doch sollen sich bereits zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges einige jüdische Familien hier niedergelassen haben, die aber während der Kriegsjahre wieder vertrieben wurden. Sie waren im Besitz von Schutzbriefen und sollten das fürstliche Münzwesen stabilisieren, was ihnen vermutlich aber nicht gelang.

Die neuere Geschichte der Juden im Fürstentum Anhalt-Dessau begann unter der Regentschaft des Fürsten Johann Georg II. (1627 - 1693). Er erlaubte 1672 mit einem Edikt die Ansiedlung von Juden in der Stadt Dessau, später auch im gesamten kleinen Fürstentum.

1674 lebten in der Residenzstadt Dessau bzw. in der Vorstadt „Auf dem Sande“ neun Schutzjuden „samt Weibern, Kindern und Gesinde“, die vermutlich die hiesige Wirtschaft fördern und so das vom Kriege ausgeblutete Land finanziell stützen sollten. Die angesiedelten jüdischen Kaufleute fanden in Dessau günstige Voraussetzungen, so war z.B. der Messeplatz Leipzig nicht weit entfernt und die merkantilistische Wirtschaftspolitik begünstigte zudem ihre Unternehmungen.

1685 wurde Moses Benjamin Wulff (geb. um 1660, gest. 1729) als „Hofjude“ des anhaltinischen Fürsten nach Dessau berufen. Zu seinen Aufgaben zählten die Reorganisation des Münzwesens, Erhebung der Steuern, Ausrüstung der Armee und Verwaltung des fürstlichen Vermögens. Mit der Präsenz von Moses Wulff, der sein am Hofe erworbenes Vermögen zur Finanzierung eines Lehrhauses und einer hebräischen Druckerei einsetzte, verbesserten sich die allgemeinen Lebensbedingungen der jüdischen Familien in Dessau.

Eine jüdische Gemeinde in Dessau wird erstmals schriftlich im Jahre 1678 erwähnt.

Ein Jahr später soll in der „Sandvorstadt“, der späteren Judenschulgasse, eine Synagoge errichtet worden sein; nach dem Brand von 1729 befand sich hier auch der Nachfolgebau.

Außerhalb der Stadt, in der Kienheide vor dem Leipziger Tor, wurde 1674 der jüdische Friedhof angelegt; dieses Areal war vom regierenden Fürsten zugewiesen worden. Hier wurden auch jüdische Kaufleute begraben, die während der Leipziger Messe gestorben waren, dort aber nicht beerdigt werden konnten, da Leipzig bis ins 19. Jahrhundert hinein keinen jüdischen Friedhof duldete.

Bis in die 1930er Jahre standen auf dem Dessauer Friedhofsgelände etwa 2.000 Grabsteine; nach 1938 wurden die meisten Steine als Baumaterial benutzt.

Auch die Juden in Dessau waren den Anfeindungen ihrer christlichen Mitmenschen ausgesetzt, die oft in Ausschreitungen eskalierten; 1711 konnten sich die Dessauer Juden vor einem Pogrom nur durch Flucht auf Booten retten. Als mit der Regentschaft des Fürsten Leopold Friedrich Franz III. Mitte des 18. Jahrhunderts die Aufklärung Einzug hielt, waren die Voraussetzungen für die Juden Dessaus günstig, um aus ihrer Isolierung herauszutreten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein Sechstel (!) der Bevölkerung des Fürstentums Anhalt-Dessau jüdischen Glaubens.

Aus Dessau - Zentrum kulturellen Lebens und Schaffens einiger bedeutender jüdischer Gelehrter - stammte auch der 1729 geborene Moses Mendelssohn. Der Sohn eines Lehrers und Thoraschreibers verbreitete mit seinen philosophischen Schriften die Gedanken der Aufklärung und der Emanzipation. Seine Freundschaft zu Lessing wurde zum Symbol der Toleranz und des neuen humanistischen Geistes.



Moses Mendelssohn (1729 - 1786)

[>: Berlin]

Ausdruck dieser Zeit war die große Anlage der Wörlitzer Gärten; hier war von dem bekannten klassizistischen Baumeister Fr. Wilhelm von Erdmannsdorff in den 1790er Jahren eine Synagoge für die jüdische Gemeinde des kleinen Ortes Wörlitz errichtet worden.

[>: Wörlitz (Sachsen-Anhalt)]

1786 wurde ein „Jüdisches Lehrhaus“ in Dessau gegründet; da es innerhalb der Gemeinde auf Ablehnung stieß, verlor es bald an Bedeutung. 1799 konnte die „Haupt- und Frey-Schule“ eingeweiht werden; sie avancierte bald zu einer anerkannten Musterschule, die auch für die

Lehrerausbildung zuständig war. Später wurde die jüdische Schule in eine staatliche Handelsschule umgewandelt.

Erstmals erschien 1806 die deutsch-sprachige jüdische Zeitschrift „Sulamith, eine Zeitschrift zur Beförderung der Kultur und Humanität unter der jüdischen Nation“ in Dessau; der Herausgeber war David Fränkel (1779 - 1865), langjähriger Direktor der jüdischen Schule.

Zusammen mit dem Berliner Lehrer M.H. Boch gab Fränkel die von Moses Mendelsohn ins Deutsche übersetzten, aber noch in hebräischen Lettern gedruckten „Fünf Bücher Mose“ erstmals in deutschem Druck heraus.

Juden in Dessau:

| | | |
|-------------------|-----------|------------------------------------|
| --- 1685 | 12 | jüdische Familien (ca. 100 Pers.), |
| --- um 1760 | ca. 1.000 | Juden (ca. 14% d. Bevölk.) |
| --- 1821 | ca. 800 | " (8,6% d. Bevölk.), |
| --- 1830 | 763 | " , |
| --- 1871 | 402 | " , |
| --- 1895 | 458 | " , |
| --- 1905 | 481 | " , |
| --- 1912 | 476 | " (0,8% d. Bevölk.), |
| --- 1925 | 399 | " , |
| --- 1933 | ca. 360 | " * *andere Angabe: 510 Pers. |
| --- 1938 | 204 | " , |
| --- 1939 | 121 | " , |
| --- 1942 | ? | " . |

Angaben aus: E.M. Herz-Michl/D. Mäbert, Verfolgt ..., Vertrieben ...

Nach der napoleonischen Ära wurden unter der konservativen Herrschaft Leopold Friedrichs die Bestrebungen zur rechtlichen Gleichstellung der Juden gestoppt; erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Weg für eine Gleichberechtigung frei gemacht.

1908 wurde die neue vierte Synagoge in der Dessauer Steinstraße bezogen, ein mächtiger Bau im neoromanischen Stil; finanziert wurde dieser Bau durch einen Teil des Nachlass-Vermögens des wenige Jahre zuvor verstorbenen, aus Dessau stammenden Hofbankiers Moritz von Cohn.

In Anwesenheit des Herzogs Friedrich II. wurde dieser Synagogenbau nebst einem Gemeindehaus in einem Festgottesdienst eingeweiht; die Festpredigt hielt der Landesrabbiner Dr. Walter.



Synagoge in Dessau (histor. Postkarte)

Der jüdische Bevölkerungsteil war kulturell, sozial und politisch in die Dessauer Stadtgesellschaft integriert. Juden gehörten Kultur- und Sportvereinen an und nahmen entscheidend Anteil am Wirtschaftsleben der Stadt. Im Zentrum Dessaus befanden sich zahlreiche Einzelhandelsgeschäfte in jüdischem Besitz, vorwiegend in der Textilbranche; jüdische Rechtsanwälte und Ärzte waren in der Stadt überproportional vertreten.

Zu Beginn der NS-Zeit lebten in Dessau etwa 360 jüdische Bürger; dies entsprach 0,5% der Stadtbevölkerung.

Bereits 1930 begann in Dessau eine offene anti-jüdische Hetze der Nationalsozialisten, die sich dann ab 1932/33 noch deutlich steigerte; bereits ab 1932 stellte die NSDAP in Anhalt die Regierung. Neben grober antisemitischer Polemik in der Presse sowie Schmierereien und Sachbeschädigungen an jüdischem Eigentum kam es auch zu physischen Übergriffen auf Dessauer Juden; die Täter waren meist jugendliche, in Gruppen auftretende NS-Sympathisanten.

Am 31. März 1933 rief der NSDAP-Gauleiter von Magdeburg-Anhalt, Wilhelm Loeper, zum Boykott jüdischer Geschäfte und Praxen auf. Um Gewalttätigkeiten aus dem Wege zu gehen, ließen die meisten jüdischen Geschäftsinhaber in Dessau am 1. April ihre Läden geschlossen.

Über die Ausschaltung jüdischer Marktbeschicker berichtete die „Anhalter Woche“ am 17.9.1933 wie folgt:

Das schlechte Jahrmarktwetter,
welches für Dessau sprichwörtlich geworden ist, scheint auf jüdischen Einfluß zurückzuführen sein ! “Die Juden sind unser Unglück”, - warum sollte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß sie auch am schlechten Jahrmarktwetter schuld sind. Jedenfalls haben wir diesmal, nachdem die jüdischen Händler fortgegrault wurden, den schönsten Sonnenschein zu verzeichnen gehabt, der sich allerdings nunmehr über weit weniger Buden verbreiten konnte, wie das früher der Fall war. Die arischen Jahrmarktsleute werden über diese Verkleinerung des Jahrmarkts nicht betrübt sein, ...

Bereits Ende 1933 hatten etwa 20% der Dessauer Juden die Stadt verlassen; zu den ersten Dessauer Emigranten gehörten zahlreiche junge Menschen; bevorzugtes Immigrationsgebiet war Palästina. Im Frühjahr 1934 forderte die Polizeiverwaltung die jüdischen Geschäftsinhaber auf, ihre deutschen Namen abzulegen und ihre „richtigen“ Namen an ihren Läden anzubringen. Trotz dieser Kampagnen kauften bis Ende 1934 noch viele Dessauer weiterhin in jüdischen Geschäften. Zum Zeitpunkt des Novemberpogroms von 1938 hatten bereits mindestens ein Drittel der Dessauer Juden seine Heimatstadt verlassen.

Aus der „Anhaltinischen Tageszeitung“ vom 9.11.1938:

Wir leuchten in Judennester. In Dessau leben noch 204 Juden. Hier sind ihre Namen. Haltet die Augen offen.
Wir bringen heute die Namen aller Juden unserer Stadt ! Wir bringen sie bewußt ! Jene 204 Juden in unseren Mauern mögen es wissen: Wir werden keinen Blick von ihnen wenden, sie mögen sich befinden, wo immer sie wollen ! Männer und Frauen von Dessau ! Haltet die Augen offen und erkennt ... die feindliche Brut unter uns die organisiert steht, wie ein Verbrecherhund der Unterwelt ! Wir werden ihnen die Quittung geben !

Die angekündigte ‚Aktion‘ folgte dann in der Nacht vom 9./10.November: Synagoge und Gemeindehaus wurden in Brand gesteckt, Friedhofskapelle und das Moses-Mendelssohn-Denkmal zerstört; ebenso wurden Archiv, Bibliothek und Kultgegenstände geplündert bzw. vernichtet. Anschließend zerstörte die aufgehetzte Menge jüdisches Privateigentum. Fast alle jüdischen Männer wurden festgenommen und etwa 85 von ihnen vorübergehend im KZ Buchenwald festgehalten. Beim Pogrom wurde der 16jährige Herbert Stein von einem SA-Angehörigen erschossen. Noch vor Jahresende 1938 wurden die letzten jüdischen Unternehmen in Dessau „arisiert“. In den beiden folgenden Jahren gelang es noch einigen Juden Dessaus zu emigrieren; doch die meisten wurden deportiert. Nur sehr wenige Dessauer Juden überlebten die NS-Verfolgungen.

Nach Kriegsende lebten in Dessau nur wenige Juden; vermutlich handelte es sich dabei um aus Konzentrationslagern befreite jüdische Häftlinge. Am Standort der ehemaligen Synagoge wurde im November 1988 eine Sandsteinstele mit Menora aufgestellt; ein kurzer Text erinnert an die verfolgten Juden der Stadt:

Den jüdischen Männern, Frauen und Kindern,
die dem Naziterror von 1933 bis 1945 zum Opfer fielen.

Seit Mitte der 1990er Jahre besteht in Dessau wieder eine neue israelitische Gemeinde, die von Immigranten aus Osteuropa gegründet wurde; 2005 zählte sie ca. 380 Personen. Nur wenige Schritte von der Gedenkstätte für die zerstörte Dessauer Synagoge entfernt, befindet sich in der Kantorstraße das Gebäude der heutigen Jüdischen Gemeinde zu Dessau e.V., das ehemalige Rabbinerhaus.



Dessau ist Sitz der „Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V.“, die sich der Förderung und Koordinierung wissenschaftlicher und bildungspolitischer Arbeit im Bereich der deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur verschrieben hat und seit 1993 regelmäßig dazu eine Schriftenreihe publiziert. Im Moses-Mendelssohn-Zentrum in der Gropius-Siedlung Dessaus

informiert eine Dauerausstellung mit zahlreichen Objekten und Schautafeln über das Lebenswerk des Aufklärers, über seine Lebensabschnitte, Ideen und Überzeugungen, schriftstellerischen Werke, seinen Freundeskreis und seine Wirkung auf jüdische und nichtjüdische Zeitgenossen. Anlässlich der 250. Wiederkehr seines Geburtstages wurde im Dessauer Stadtpark eine Büste Moses Mendelssohns aufgestellt; deren Schöpfer ist der Bildhauer Gerhard Geyer.



Am 2. März 1900 wurde **Kurt Weill** als Sohn eines jüdischen Kantors in Dessau geboren. Als Meisterschüler Ferruccio Busonis an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin komponierte er Anfang der 1920er Jahre seine erste Symphonie und wurde Mitglied der Musikabteilung der „Novembergruppe“, einem Zusammenschluss oppositionell gesinnter Künstler; ihr Ziel war die Demokratisierung des Kunstgeschehens.

Unter dem Eindruck des blühenden Kabarett und der neuen politischen

Unterhaltungskunst wandte sich Kurt Weill dem Theater zu.

1927 entstand nach einem Text des Dichters und Dramatikers Bertolt Brecht das Songspiel „Mahagonny“, das 1930 zu einer dreiaktigen Oper mit dem Titel „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ umgearbeitet wurde. 1928 kam die ebenfalls von Weill und Brecht gemeinsam verfasste „Die Dreigroschenoper“ heraus. Als Jude war Weill im Hitler-Deutschland unerwünscht; er emigrierte zunächst nach Paris; über London kam er 1935 in die USA und wurde am Broadway ebenso erfolgreich wie zuvor in Berlin. Weill schrieb Musicals wie „Knickerbocker Holiday“ (1938), „Lady in the Dark“ (1942) und die Volksoper „Down in the Valley“ (1948). 1950 verstarb Kurt Weill in New York.

Weitere Informationen:

Ludwig Horwitz, Geschichte der herzoglichen Franzschule in Dessau 1799 – 1849, Dessau 1894

Ludwig Horwitz, Die Emanzipation der Juden in Anhalt-Dessau, Dessau 1896

Max Freudenthal, Aus der Heimat Mendelssohns. Moses Benjamin Wulff und seine Familie, die Nachkommen des Moses Isserles, Berlin 1900 (neu herausgegeben von der Moses Mendelssohn Gesellschaft Dessau e.V., Dessau 2007)

Max Freudenthal, Zum zweihundertjährigen Geburtstag Moses Mendelssohns, Berlin 1929

Ludwig Horwitz, Jüdische Familiennamen in der Heimat Mendelssohns, in: Anhaltinische Geschichtsblätter, Jahrgang 1930/1931, S. 202 ff.

Alexander Altmann, Moses Mendelssohns Kindheit in Dessau, in: Bulletin des Leo Baeck Institutes 10, No. 40/1967, S. 237 - 275

Helmut Eschwege, Geschichte der Juden im Territorium der ehemaligen DDR, Band III, S. 1214 f., Dresden 1990

Reinhard Alex, Erdmannsdorffs Judentempel im Landschaftsgarten Wörlitz, in: Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der DDR, Dresden Sept. 1990

Zeugnisse jüdischer Kultur - Erinnerungsstätten in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen, Tourist Verlag GmbH, Berlin 1992, S. 171 f.

Heinz Knobloch, Herr Moses in Berlin, Auf den Spuren eines Menschenfreundes, 6. Aufl. Morgenbuch-Verlag, Berlin 1993

Werner Grossert, Die israelitische Schule Dessau von 1799 bis 1849, in: Mitteilungen des Vereins für Anhaltinische Landeskunde, 2. Jg., Köthen 1993, S. 119 - 143

Werner Grossert, Chronik: Geschichte der Juden in Dessau, in: Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., Dessau 1993

M. Brocke/E. Ruthenberg/K. U. Schulenburg, Stein und Name. Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland (Neue Bundesländer/DDR und Berlin), in: Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum, Hrg. Peter v. d. Osten-Sacken, Band 22, Berlin 1994, S. 296 - 300

Werner Grossert, Der Gute Ort - Israelitischer Friedhof Dessau, in: Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., Heft 2, Dessau 1994

E.M. Herz-Michl/D. Mäbert, Geschichte der Juden in Dessau zu Beginn der 30er Jahre, in: Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., Heft 3, Dessau 1995

Erik Lindner, Ein „Edelmann aus Dessau“. Bankier Moritz von Cohn als Hofbankier in Anhalt und Preußen, in: Sachsen-Anhalt. Beiträge zur Landesgeschichte, Heft 4/1996, S. 59 – 79

Werner Grossert, Fürst Franz und die anhalt-dessauischen Juden, in: Mitteilungen des Vereins für Anhaltinische Landeskunde 5/1996, S. 50 - 77

Geschichte jüdischer Gemeinden in Sachsen-Anhalt - Versuch einer Erinnerung, Hrg. Landesverband Jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt, Oemler-Verlag Wernigerode 1997, S. 63 ff. und S. 277 ff.

E.M. Herz-Michl/D. Mäbert, Verfolgt ..., Vertrieben ... - Erinnerungen ehemaliger jüdischer Bürger aus Dessau, in: Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., Heft 6, Dessau 1998

Werner Grossert, Zur Geschichte der Dessauer Synagoge, in: Dessauer Kalender, 42. Jg. (1998), S. 35 - 47

Werner Grossert, Dessau, in: Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hrg.), Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt, Verlag für Berlin-Brandenburg, Potsdam 1998, S. 40 - 57 und S. 212 - 217

Ingo Pfeifer, Die Synagoge im Wörlitzer Garten, in: Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hrg.), Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt, Verlag für Berlin-Brandenburg, Potsdam 1998, S. 218 - 227

Holger Brülls, Synagogen in Sachsen-Anhalt, Arbeitsberichte des Landesamtes für Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 3, Verlag für Bauwesen, Berlin 1998, S. 198 - 213

Andreas Altenhof, Kurt Weill, ein musikalischer Weltbürger aus Dessau, in: Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hrg.), Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt, Verlag für Berlin-Brandenburg, Potsdam 1998, S. 300 - 309

M.Brocke/Chr. Müller, Haus des Lebens - Jüdische Friedhöfe in Deutschland, Reclam Verlag, Leipzig 2001, S. 206/207

Bernd Gerhard Ulbrich, Anhalt, deine Juden .. Materialien des Dessauer Herbstseminars 2002 zur Geschichte der Juden in Deutschland, Dessau 2002

Aliza Cohen-Mushlin/Harmen Thies, Synagogenarchitektur in Deutschland vom Barock zum 'Neuen Bauen', Dokumentation zur Ausstellung, Selbstverlag TU Braunschweig, Fachgebiet Baugeschichte, 2002, S. 54/55

Werner Grossert, Zur Geschichte der Dessauer Synagoge, in: Anhalt, deine Juden ... Dessauer Herbstseminar 2000 zur Geschichte d. Juden in Deutschland, Hrg. Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., Heft 13/ 2002, S. 109 ff.

Bernd Gerhard Ulbrich, Einblicke: zwölf Essays und eine Ausstellung zur Geschichte der Juden in Anhalt, Dessau 2004

Werner Grossert, Geschichte der Dessauer Juden. Verfolgung, Vertreibung, Deportation 1933 - 1945, Dessau 2004

Bernd Gerhard Ulbrich, Nationalsozialismus und Antisemitismus in Anhalt. Skizzen zu den Jahren 1932 bis 1942, edition RK, Dessau 2005

Julius H. Schoeps, Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums, Hamburg 2006

Werner Grossert, Geschichte der Dessauer Juden 1672 - 1932, Dessau 2006

Regina Scheer, Mausch mi-Dessau - Moses Mendelssohn. Sein Weg nach Berlin, in: Schriftenreihe Jüdische Miniaturen 29, Verlag Hentrich & Hentrich, Berlin 2006

Werner Grossert, Juden der Dessauer Juden. Verfolgung – Vertreibung – Deportation 1933 – 1945, Sonderheft der Dessauer Chronik 2006

Ulrich Knufinke, Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland, in: Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Band 3, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2007, S. 92 – 95 und S. 223/224

Frank Kreißler, „Die Toleranz ist in Dessau ganz zu Hause“ – Fürst Franz und die jüdische Gemeinde in Dessau im Spiegel der fürstlichen Verordnungen, in: Das Leben des Fürsten, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2008, S. 82 – 93

Wolfgang Holtz/Klaus Matušek, Moses Mendelssohns Weg von Dessau nach Berlin – Eine Spurensuche, in: Irene A. Diekmann (Hrg.), Jüdisches Brandenburg. Geschichte und Gegenwart, Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen, Band 5, Berlin 2008, S. 387 - 408

Emden (Niedersachsen)

Als Sitz eines Landesrabinats - es umfasste die norddeutsche Region von Osnabrück bis Stade - besaß Emden für die orthodoxen Juden in Nordwestdeutschland eine herausragende Bedeutung. Zu fast allen Zeiten war die Emder jüdische Gemeinde eine der größten Glaubensgemeinschaften Norddeutschlands.

Die Ansiedlung von Juden in Emden bzw. im nahen Umland datiert aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; die ersten Belege über die Existenz jüdischer Familien in Emden finden sich ab ca. 1560. Zunächst standen die Juden in Emden unter dem Schutz der ostfriesischen Grafen; gegen Ende des 16. Jahrhunderts trat an dessen Stelle die Stadt selbst auf. In Emden entwickelte sich nun - gegen den heftigen Widerstand von Bürgeropposition und calvinistischer Kirche - ein verlässliches Schutzverhältnis der jüdischen Bewohner zum Magistrat, der „seine“ Juden zumeist verteidigte und das Entstehen einer der größten israelitischen Gemeinden Norddeutschlands ermöglichte. Erst als Emden 1744 an Preußen fiel, endete das städtische Schutzverhältnis.

Ende des 17. Jahrhunderts ließen sich Marranos, portugiesische Juden, in Emden nieder; allerdings lebten sie getrennt von den übrigen Emder Juden und verließen Emden auch bald wieder.

Ihren Lebensunterhalt verdienten die Juden in Emden zunächst im Geldhandel; ihre Dienste als Münzunternehmer wurden vor allem von Kaufleuten und der dortigen Obrigkeit in Anspruch genommen. In pogromartigen Ausschreitungen entlud sich 1761 und 1762 die Verbitterung der durch Krieg in Not geratenen Bevölkerung über die „*Machenschaften der Münzjuden*“. Später stellten die Juden Emdens einen großen Teil der Schlachter, Kleinhändler und Handwerker der Stadt.

Das Verhältnis von Juden und Christen in Emden blieb lange Zeit gespannt; Versuche christlicher Bürger, die Juden aus der Stadt zu vertreiben, scheiterten immer wieder an städtischen wirtschaftlichen Interessen; ein „Privileg der Duldung“ sicherte den jüdischen Familien auf Dauer ihre Ansässigkeit.

Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts sollen etwa 600 Juden in Emden gelebt haben; zumeist wohnten sie in Straßen nahe des Rathauses. In der außerhalb der Altstadt gelegenen ‚Judenstraße‘ wohnten stets nur wenige jüdische Familien. Neben einer kleinen wohlhabenden jüdischen Oberschicht lebten die meisten Emder Juden damals am Rande des Existenzminimums; noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gehörte die Emder Gemeinde zu den ärmeren Deutschlands. Seit ihrem Bestehen hatte die hiesige Gemeinde stets einen eigenen Rabbiner besessen. Ein erstes Gemeindestatut ist aus dem Jahre 1780 überliefert; danach lag die Führung der Synagogengemeinde in den Händen dreier Vorsteher, die zumeist wohlhabende Juden waren.

Bis ins 20. Jahrhundert hinein war die Mehrzahl der Emder Juden religiös-konservativ geprägt und hielt an den überlieferten Religionsvorschriften fest; Reformbestrebungen fanden in Emden nur wenig Resonanz.

Ihre erste Synagoge, ein schlichter Bau, wurde vermutlich bereits in der Frühzeit der Gemeinde eingerichtet; ihr Standort befand sich zwischen dem Sandpfad, der heutigen Bollwerkstraße, und der ‚Judenstraße‘, der heutigen Webergildestraße. An gleicher Stelle entstand 1836 ein relativ großer Neubau, der nur unter erheblichen Schwierigkeiten finanziert werden konnte.

Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges wurde dieser Synagogenbau erweitert; neben 320 Männerbeherbergte er auf der Empore etwa 250 Frauenplätze.

Bis Mitte der 1840er Jahre war der Unterricht für Kinder wohlhabender jüdischer Familien zumeist privat organisiert, d.h., er lag in den Händen von Hauslehrern; für die Unterschicht gab es eine ‚Armenschule‘. Mit der 1845 erfolgten Einweihung einer mehrklassigen Gemeindeschule (neben der Synagoge) wurde der „*religiösen und bürgerlichen Ausbildung der Jugend*“ nachgekommen - ein Verdienst des neuen Rabbiners Hirsch.

Die jüdischen Mädchen, die noch weiterhin in der ‚Armenschule‘ ihre ersten Unterweisungen im Schreiben und Rechnen erhielten, durften ab 1853 die Gemeindeschule besuchen. Neben der Elementarschule soll weiterhin eine jüdische Religionsschule in Emden bestanden haben.

Eine Begräbnisstätte vor den Toren der Stadt wird bereits in den 1580er Jahren erwähnt; ob es sich tatsächlich um einen jüdischen Friedhof handelte, ist ungewiss. Als sicher gilt aber, dass es seit dem 17. Jahrhundert einen jüdischen Begräbnisplatz in Tholenswehr außerhalb von Emden gab; dieser wurde auch von kleineren ostfriesischen Gemeinden genutzt. Ab Anfang des 18. Jahrhunderts diente dann ein Gelände nahe der ‚Judenstraße‘ als neuer Friedhof, der bis zur Vernichtung der Emder Kultusgemeinde in Nutzung war.

Juden in Emden:

| | | | | |
|-----|--------------|-------|---------|--|
| --- | um 1590 | ..... | 6 | jüdische Familien, |
| --- | 1613 | ..... | 16 | " " " |
| --- | um 1700 | ..... | ca. 190 | Juden, |
| --- | 1736 | ..... | ca. 300 | " " |
| --- | 1779 | ..... | 109 | jüdische Familien (ca. 7% d. Bevölk.), |
| --- | 1802 | ..... | 501 | Juden, |
| --- | 1828/29 | ..... | 802 | " " |
| --- | um 1850 | ..... | ca. 760 | " " |
| --- | 1871 | ..... | 744 | " " |
| --- | 1895 | ..... | 726 | " " |
| --- | 1905 | ..... | 809 | " (ca. 4% d. Bevölk.), |
| --- | 1910 | ..... | 850 | " " |
| --- | 1925 | ..... | ca. 700 | " " |
| --- | um 1930 | ..... | ca. 800 | " " |
| --- | 1933 (Ende) | ..... | 581 | " " |
| --- | 1938 (Sept.) | ... | ca. 430 | " " |
| --- | 1939 (Nov.) | ..... | 320 | " " |
| --- | 1941 (Mai) | .... | ca. 150 | " * * Bewohner des Altersheims |
| --- | (Nov.) | ..... | keine | " " |

Angaben aus: H.Reyer/M.Tielke (Hrg.), Frisia Judaica - Beiträge zur Geschichte der Juden in Ostfriesland, S. 14
und Jan Lokers, Synagogengemeinde Emden (Manuskript 1998, S. 1)

Da die Bedeutung der Stadt Emden im Laufe des 19. Jahrhunderts abgenommen hatte und die Stadt zu einem bedeutungslosen Provinzstädtchen abgesunken war - was an der Einwohnerzahl sichtbar wurde -, verschlechterte sich auch die wirtschaftliche Lage der dort lebenden Juden.

Innerhalb der jüdischen Gemeinde gab es ab den 1920er Jahren starke zionistische Tendenzen.

Zu Beginn der 1930er Jahre lebten etwa 800 Juden in Emden.

Offene antisemitische Propaganda betrieb die NSDAP im Januar 1933, als SA-Angehörige mit LKWs durch die Stadt fuhren und antijüdische Parolen riefen. Die ersten gewaltsamen Maßnahmen nach der Machtergreifung fanden in Emden schon zwei Tage vor dem reichsweiten, zentral organisierten Boykotttag am 1.4.1933 statt; Inhaber jüdischer Geschäfte wurden gezwungen, ihre Läden geschlossen zu halten; in der Nacht gingen Schaufensterscheiben zu Bruch. Artikel in der Presse heizten die antijüdische Stimmung noch an.

Die „Ostfriesische Tageszeitung“ berichtete am 29.3.1933 darüber:

Die Juden schließen ihre Geschäfte

Abwehrkampf gegen die Greuelmeldungen und Boykotthetze der Auslandsjuden

Am frühen Nachmittag versammelten sich gestern Angehörige und Sympathisierende der NSDAP. vor den verschiedensten jüdischen Geschäften und riefen die Bevölkerung zum Boykott auf. Es wurden Plakate mit der Aufschrift **“Kauft nicht bei Juden!”** **“Der Jude lügt und hetzt”** u.a. mitgeführt. Eine große Menschenmenge hatte sich in kurzer Zeit eingefunden, die ihre Zustimmung zu den Maßnahmen kundtat. Mehrere Schaufensterscheiben des Kaufhauses Balk und des gegenüberliegenden Geschäftes des Juden Watermann, sowie die Ladentürscheibe des jüdischen Schuhgeschäftes de Jonge in der Neutorstraße wurden von der erregten Menge zertrümmert. **Sämtliche jüdischen Geschäftsinhaber haben darauf ihre Geschäfte geschlossen. ...**

Am 1. April wurden in Emden die Boykottmaßnahmen durchgeführt. Wie in anderen ostfriesischen Orten wurden auch hier die Schächtmesser von der SA beschlagnahmt und öffentlich verbrannt.

Die nächsten fünf Jahre verliefen für die Emdener Juden relativ ruhig. Die führende Stellung der jüdischen Viehhändler blieb noch eine gewisse Zeit bestehen, da „arische“ Händler diese nicht so ohne weiteres hätten ersetzen können. Doch auf Dauer verfehlten die Boykotte und Einschüchterungen nicht ihre Wirkung; so schloss sich die bedrängte jüdische Minderheit enger zusammen und intensivierte noch ihr Gemeinde- und Vereinsleben. Allmählich wanderten immer mehr Gemeindemitglieder aus; bevorzugtes Ziel war Palästina.

Von 1933 bis zur Pogromnacht hatte etwa ein Viertel der Juden Emden verlassen; fast 400 „freiwillige Arisierungsfälle“ wurden in dieser Zeit verzeichnet.

Während der sog. „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 wurden mehrere jüdische Familien aus Emden nach Polen ausgewiesen.

Der 10. November 1938 besiegelte das Ende der alten jüdischen Gemeinde Emden. In der frühen Morgenstunden setzten SA-Angehörige - auf Befehl des NSDAP-Kreisleiters Horstmann - die Emdener Synagoge in Brand. Geschäfte und Wohnungen wurden aufgebrochen, Menschen herausgezerrt und anschließend das Wohnungsinventar demoliert und z.T. geraubt. Einige Kultgeräte der jüdischen Gemeinde konnten vor der Zerstörung gerettet werden; sie befinden sich heute in Privatbesitz von Familien in Israel und den USA.

Die jüdischen Bewohner trieb man durch die Straßen Emdens zu dem Pausenhof der Neutor-Schule; dabei wurden sie von SA- und SS-Angehörigen gedemütigt. Am folgenden Tage wurden die Männer ins KZ Sachsenhausen verschleppt, Frauen, Kinder und alte Leute nach Hause entlassen. Der jüdische Schlachter Daniel de Beer wurde von SA-Männern in seinem Hause erschossen, weil er nicht sofort den Anordnungen der Eindringlinge nachkam.

In der „Emder Zeitung“ vom 11.11.1938 wurden die ‚Vorfälle‘ wie folgt dargestellt:

Emdens Vergeltung für den jüdischen Mord an vom Rath

Wie in vielen anderen Städten und Orten des Reiches kam ... auch in Emden in der vorletzten Nacht die berechnete Empörung der Bevölkerung über den vom internationalen Judentum angezettelten feigen Meuchelmord an den Gesandtschaftsrat vom Rath machtvoll zum Ausdruck.

In allen Straßen wurden die Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte zertrümmert und an den Häusern Plakate angebracht, ... Um vier Uhr ging auch der Judentempel in der Straße Am Sandpfad in Flammen auf. Trotz der großen Erbitterung und der ungeheuren Wut der Bevölkerung gingen alle Maßnahmen gegen die Juden äußerst diszipliniert vor sich. Um aber auf alle Fälle Ausschreitungen gegen die Juden vorbeugen zu können, wurden die Juden in Schutzhaft genommen und einem in der Turnhalle der Neutorschule eingerichteten Sammellager zugeführt. Die alten Männer, die Frauen und Kinder, an die sich überhaupt nie ein Deutscher vergreifen könnte, wurden gestern morgen gleich wieder entlassen. Die Männer dagegen blieben in dem Sammellager unter dem Schutz von SS- und SA-Männern zurück. Sie konnten sich auf dem weiten Hof der Schule frei bewegen und auch ihre Familienangehörigen empfangen, die ihnen Nahrung, Kleidungsstücke und Decken brachten.

Das Haus des Rabbiners wurde auch besucht; den guten Rabbiner konnte man aber nicht finden, da er zur Zeit in Berlin weilte. Wohl aber fand man in seiner Wohnung zehn Kilogramm Butter; Die Vergeltungsmaßnahmen hatten natürlich viele Menschen auf die Beine gebracht, vor allem der Brand der Synagoge. Ordnungsgemäß wurde die Straße abgesperrt. Die Feuerwehr war ebenfalls bald zur Stelle, um ein Ueberspringen des Feuers auf die benachbarten Häuser zu verhindern. Den ganzen Tag über sammelten sich immer wieder Massen vor den jüdischen Gebäuden, vor denen SA-Männer Posten gefaßt hatten, um die Bestände der Geschäfte vor unbefugten Zugriffen zu sichern.

Bis zum 1. April 1940 mussten die Juden Emdens „aus militärischen Gründen“ ihre Wohnungen zwangsräumen und sich innerhalb Deutschland eine Bleibe suchen; die meisten gingen in größere Städte, zumeist nach Hannover und Berlin. Nur Personen über 70 Jahre durften sich im jüdischen Altersheim aufhalten; hier fasste die Gestapo alle betagten Juden aus Ostfriesland zusammen. Die etwa 100 - 150 Menschen des jüdischen Altersheims wurden dann Ende Oktober 1941 nach Varel gebracht und von dort „in den Osten“ - ins Ghetto Lodz - deportiert.

Hierzu hieß es in einem Bericht der Stapostelle Wilhelmshaven vom 25.10.1941:

„... Am 23. Oktober 1941 wurden aus der Stadt Emden 122 Juden evakuiert. Sie werden in einer größeren Stadt im Osten geschlossen untergebracht. Damit ist die Staatspolizeistelle Wilhelmshaven mit Ausnahme der in der Stadt Varel wohnhaften 23 pflegebedürftigen Juden judenfrei geworden. ...“

Nur wenige in sog. „Mischehe“ lebende Juden blieben in Emden wohnen.

Nachweislich sind 464 Emdener Juden während der Jahre 1940/45 gewaltsam ums Leben gekommen.

Im sog. Synagogen-Brandprozess (1949) gegen 40 ehemalige Nationalsozialisten wurden 23 zu Haftstrafen verurteilt, 17 freigesprochen.

Bis 1947 kehrten nur 13 Emdener Juden in ihre Heimatstadt zurück.

Zwei Jahre später etablierte sich ein Synagogen-Verein, der zwar formell noch bis 1984 bestand, doch über kein jüdisches Gemeindeleben verfügte.

Der jüdische Friedhof in der Bollwerkstraße - in unmittelbarer Nähe der Altstadt - ist heute einziges sichtbares Zeichen der früheren jüdischen Gemeinde; hier befinden sich etwa 800 Grabsteine bzw. -fragmente. Seit 1990 steht auf dem Friedhofsgelände ein Denkmal, das an die in der NS-Zeit umgekommenen Angehörigen der Emdener jüdischen Gemeinde erinnert. Das aus drei freistehenden Granitplatten bestehende Mahnmal trägt die Namen der 464 ermordeten jüdischen Einwohner Emdens.

Ungestillt rinnt die Träne um die Erschlagenen unseres Volkes

Jeremias 8, 23

Zum Gedenken an die Synagoge der jüdischen Gemeinde der Stadt Emden
Frevelhaft zerstört am 9.11.1938

Die im Jahre 2000 begonnene umfassende Restaurierung des Friedhofs konnte acht Jahre später abgeschlossen werden; die Kosten der Restaurierung von ca. 400.000 € wurden vom Landesverband

der Jüdischen Gemeinden, der Stadt Emden und der Denkmalschutzbehörde aufgebracht. Die ältesten erhaltenen Grabsteine stammen aus Zeit kurz nach 1700.

Zweisprachig erinnert ein Doppel-Monument an die ehemalige Synagoge Emdens:

An diesem Ort stand die Synagoge der Jüdischen Gemeinde Emden
erbaut im Jahre 1836
durch Brandstiftung zerstört während des Nazipogroms in der Nacht vom 9. November 1938
Unsere jüdischen Mitbürger wurden entrechtet, verfolgt, gequält, ermordet.
GEDENKE - ERINNERE !
Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen

Weitere Informationen:

Alfonso Cassuto, Über portugiesische Juden in Emden, in: Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familienforschung 5/1929, No. 19, S. 173 - 175

Zvi Asaria, Die Juden in Niedersachsen - Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer Ostfriesland 1979, S. 240 f.

M. Claudi/F. Reinhard, Goldene und andere Zeiten. Emden - Stadt in Ostfriesland, Gerhard Verlag Emden 1982 (2 Bände), Band 1, S. 225 ff. und Band 2 (Dokumente), S. 70 f.

Günter Heuzeroth (Hrg.), Unter der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus 1933-1945, dargestellt an den Ereignissen im Oldenburger Land, Band II: Verfolgte aus rassistischen Gründen, Zentrum für pädagogische Berufspraxis, Oldenburg 1985, S. 136

Bernhard Brillung, Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Emden (1570 - 1613), in: H. Reyer/M. Tielke (Hrg.), Frisia Judaica - Beiträge zur Geschichte der Juden in Ostfriesland, Verlag Ostfriesische Landschaft, Aurich 1988, S. 27 f.

Jan Lokers, Die Juden in Emden im Spannungsfeld zwischen Landesherrn und Stadt, in: H. Reyer/M. Tielke (Hrg.), Frisia Judaica - Beiträge zur Geschichte der Juden in Ostfriesland, Verlag Ostfriesische Landschaft, Aurich 1988, S. 45 f.

Das Ende der Juden in Ostfriesland - Ausstellung der Ostfriesischen Landschaft aus Anlaß des 50. Jahrestages der Kristallnacht, Verlag Ostfriesische Landschaft, Aurich 1988, S. 47 f.

Wolf Valk, Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Emdens, in: M. u. R. Claudi, Die wir verloren haben - Lebensgeschichten Emdener Juden, Hrg. Volkshochschule Emden u. Ostfriesische Landschaft, Ostfriesische Landschaft, Aurich 1991

Anmerkung: In dieser Publikation sind die Lebensgeschichten von 28 Emdener Juden dokumentiert.

Jan Lokers, Die Juden in Emden 1530 - 1806. Eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Studie zur Geschichte der Juden in Norddeutschland vom ausgehenden Mittelalter bis zur Emanzipationsgesetzgebung, in: Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands 70, Aurich 1991

Marianne und Reinhard Claudi, Die wir verloren haben. Lebensgeschichten Emdener Juden, Verlag Ostfriesische Landschaft, Aurich 1991

Reinhard Claudi (Bearb.), Die Synagoge zu Emden. Dokumente und Texte 1834 - 1938, Hrg. Arbeitskreis 'Juden in Emden' e.V., Emden 1994

Herbert Reyer, Die Vertreibung der Juden aus Ostfriesland und Oldenburg im Frühjahr 1940, in: Collectanea Frisica - Beiträge zur historischen Landeskunde Ostfrieslands, Hrg. Hajo van Lengern, Aurich 1995

Werner Teuber, Jüdische Viehhändler in Ostfriesland und im nördlichen Emsland in den Jahren 1871 - 1942. Eine vergleichende Studie zu einer jüdischen Berufsgruppe in zwei wirtschaftlich und konfessionell unterschiedlichen Regionen, in: Schriften des Instituts für Geschichte u. Historische Landesforschung, Vechta, Bd. 4, Cloppenburg 1995

The Encyclopedia of Jewish Life before and during the Holocaust (Vol. 1), New York University Press, Washington Square, New York 2001, S. 362/363

Werner Meiners, Nordwestdeutsche Juden zwischen Umbruch und Beharrung - Judenpolitik und jüdisches Leben im Oldenburger Land bis 1827, in: Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen u. Bremen, Band 204, Hannover 2001

Herbert Obenaus (Hrg.), Landjuden in Nordwestdeutschland. Vorträge des Arbeitskreises Geschichte der Juden in der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Hannover 2005, S. 49 ff.

Herbert Obenaus (Hrg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Wallstein-Verlag, Göttingen 2005, Band 1, S. 533 - 569

Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007, S. 123 ff. und S. 325 - 328

Marianne und Reinhard Claudi, Unter jedem Grabstein eine Weltgeschichte. Der jüdische Friedhof in Emden, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 3, Emden 2007

Jan Lokers, Die jüdische Gemeinde in Emden als Teil der städtischen Gesellschaft 1530 - 1806 (Vortrag), in: Rundbrief No. 16/Febr. 2008 der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen - Arbeitskreis Geschichte der Juden

Reinhard Claudi, Eine Stadt erinnert sich. 70 Jahre nach der Kristallnacht 1938 - 2008, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Emden Band 4, Emden 2008

Fürth (Mittelfranken/Bayern)

Fürth gilt als die „Muttergemeinde“ der Juden Bayerns. In der Stadt gab es bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hinein das größte jüdische Gemeinwesen im süddeutschen Raume, sodass man auch vom „fränkischen Jerusalem“ sprach.

Nach einem alten Gerichtsbuch sollen bereits 1440 Juden in Fürth ansässig gewesen sein; sie wurden vermutlich um 1480 auf Weisung des Bamberger Bischofs ausgewiesen. Die eigentliche Geschichte der Juden in Fürth begann im Jahre 1528, als zwei Juden vom Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, Georg dem Frommen, die Niederlassung im damaligen Markt Flecken gewährt wurde; von diesem Zeitpunkt lebten kontinuierlich Juden in Fürth.

Zwischen 1500 und 1550 entwickelte sich in Fürth relativ rasch eine jüdische Gemeinde - in einer Zeit, in der Juden aus ganz Bayern vertrieben wurden; dabei war es für die niedergelassenen Juden von Vorteil, dass es hier keine einheitliche politische Struktur gab, sondern drei verschiedene Herrschaften den Markt Flecken ‚regierten‘: die Domprobstei Bamberg, das Fürstentum Brandenburg-Ansbach und die Reichsstadt Nürnberg

Auch die Vertreibung jüdischer Familien aus dem nahen Nürnberg sorgte dafür, dass die Gemeinde in Fürth stetig wuchs. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts betrug die Anzahl der in Fürth niedergelassenen Juden etwa 200 Personen, was - gemessen an der relativ kleinen Siedlung - etwa 20% der Gesamtbevölkerung entsprach.

Die jüdische Gemeinde Fürths erreichte ein hohes Maß an Autonomie und Mitbestimmung; so räumte die domprobstliche Gemeindeordnung von 1652 den Juden das Recht auf Vertretung in der Gemeindeversammlung ein.

Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die früher erteilten Privilegien im sog. *„Reglement für die gemeine Judenschaft in Fürth“* nochmals bestätigt. Gegen eine jährliche Zahlung wurden diese weitreichenden Rechte für die jüdische Gemeinde abgesichert.

Kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurde in Fürth - im Stile der Prager Pinkas-Synagoge - die erste Synagoge (‚Alt-Schul‘) errichtet; vier weitere, eine Vielzahl privater Bethäuser und andere jüdische Gemeindevorrichtungen folgten im Laufe der Jahrhunderte.



Fürther Synagogen (Kupferstich von 1705)

Das jüdische Leben in Fürth nahm einen starken Aufschwung, als - nach der Vertreibung der Juden Wiens (1670) - die Familie Fränkel, eine der vornehmsten des Wiener Ghettos, sich hier niederließ und mit der Stiftung einer Talmudschule den Ruf Fürths als eines der geistigen Zentren des europäischen Judentums begründete. In diesem Zusammenhang entstanden in Fürth auch Druckereien, die erste im Jahre 1682; in der Zeit vom 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war Fürth eines der europäischen Zentren hebräischen Buchdrucks.

Der rabbinische Gerichtshof (Bet Din) festigte zudem Fürths Stellung in der jüdischen Welt. Die erste gemeindliche Einrichtung der sich um 1600 organisierenden jüdischen Gemeinschaft war der Friedhof, der 1607 außerhalb der Stadt - auf ‚Bamberger Gebiet‘ - angelegt wurde. Bis dahin mussten die Fürther Juden auf dem Friedhof in Schnaittach bzw. in Baiersdorf begraben werden. In Fürth entstand so das größte jüdische Gemeinwesen im süddeutschen Raume; neben Frankfurt a.M. und Hamburg war Fürth das geistige Zentrum jüdischer Orthodoxie.

Bereits 1653 wurde ein jüdisches Krankenhaus in der Nähe des Judenfriedhofs gebaut; auch die älteste israelitische Waisenstiftung Deutschlands, gegründet um 1760, hatte ihren Sitz in Fürth. Im 18. Jahrhundert entstand aus Stiftungen vermöglicher Hoffaktoren eine Reihe von öffentlich zugänglichen Privatsynagogen, die oftmals mit Talmud-Lehrstuben verbunden waren, wie die ‚Klaus‘, die ‚Gabriels Schul‘, die ‚Schneiorsche Schul‘ und die ‚Rindskopfsche Schul‘. Nahezu alle

wurden in den 1830er Jahren im Gefolge der Auseinandersetzungen zwischen Reformern und Orthodoxen auf behördliche Anordnung geschlossen

Unter der mehr als 40jährigen Amtszeit des Reformrabbiners Dr. Isaak Loewi vollzog sich innerhalb der jüdischen Gemeinde Fürth ein deutlicher Wandel von der Orthodoxie hin zu einem liberal-gelebten Judentum. Dies führte unweigerlich zu internen Konflikten zwischen den beiden Richtungen; dabei wurde die orthodoxe Position durch die Zuwanderung von „Ostjuden“ um 1900 erneut gestärkt.

Juden in Fürth:

| | | | | | |
|-----|--------------|-------|-----|-------|-------------------------|
| --- | um 1565 | ..... | ca. | 70 | Juden, |
| --- | um 1600 | ..... |  | 22 | jüdische Familien, |
| --- | 1706 | ..... | ca. | 100 | " " , |
| --- | um 1750 | ..... | ca. | 500 | " " , |
| --- | 1792 | ..... | ca. | 2.600 | " (ca. 22% d. Bevölk.), |
| --- | um 1810 | ..... | ca. | 2.500 | " , |
| --- | 1840 | ..... |  | 2.535 | " , |
| --- | 1867 | ..... |  | 3.116 | " , |
| --- | 1880 | ..... |  | 3.336 | " (ca. 11% d. Bevölk.), |
| --- | 1910 | ..... |  | 2.836 | " (4,2% d. Bevölk.), |
| --- | 1925 | ..... |  | 2.504 | " , |
| --- | 1933 | ..... | ca. | 1.990 | " , |
| --- | 1938 (Febr.) | .... | ca. | 1.400 | " , |
| --- | 1939 (Mai) | ..... |  | 785 | " , |
| --- | 1941 (Okt.) | .... | ca. | 600 | " , |
| --- | 1942 | ..... | ca. | 500 | " , |
| --- | 1943 (Juni) | ..... |  | 33 | " , |
| --- | 1944 (Sept.) | ..... |  | 23 | " , |
| --- | 1950 | ..... |  | 262 | " , |
| --- | 1975 | ..... | ca. | 200 | " . |

Angaben aus: Leopold Löwenstein, Zur Geschichte der Juden in Fürth
und Baruch Z. Ophir/Falk Wiesemann, Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918 - 1945, S. 179

Weil vor allem kapitalkräftiger Juden, z.B. aus Wien, zuzogen, erlebte Fürth einen wirtschaftlichen Aufschwung; dazu trug auch die Nähe zur bedeutenden nahen Handelsstadt Nürnberg bei. Innerhalb der jüdischen Gemeinde entwickelte sich eine reiche Oberschicht („Judenadel“), die ihren Reichtum besonders dem Manufakturwesen und Handel verdankten. Als im 19. Jahrhundert die Industrialisierung begann, trugen auch jüdische Bürger maßgeblich zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Fürth bei. Nach 1850 machten jüdische Fabrikanten die Stadt zum Zentrum der bayrischen und deutschen Spiegelindustrie; jüdische Kaufleute dominierten den Hopfen- und Viehhandel.

Mit der NS-Machtergreifung begann auch in Fürth der Niedergang der jüdischen Gemeinde; die Nationalsozialisten hatten es sich zum Ziele gesetzt, aus dem „*roten und verjudeten Fürth*“ eine „*saubere deutsche Stadt*“ zu machen. Im März 1933 - also noch vor dem reichsweiten Boykotttag - nahm die SA unter den Juden der Stadt Massenverhaftungen vor; zwar wurden die allermeisten wenig später wieder auf freien Fuß gesetzt, doch waren sie zuvor gedemütigt und geschlagen worden.

Im Juli 1933 umstellten SA-Angehörige die Hauptsynagoge und verhafteten Juden nach dem Gottesdienst. Noch im Laufe des Jahres 1933 verließen etwa 500 Fürther Juden die Stadt.

Diese SA-Übergriffe auf jüdische Bürger nahmen im Laufe des Jahres 1934 derartige Ausmaße an, dass die Fürther Behörden sogar Militärhilfe in Anspruch nahmen, um die SA-Angehörigen in den Griff zu bekommen.

Ende des Jahres 1935 befanden sich noch 220 von insgesamt 720 Handelsfirmen und Geschäften in jüdischem Besitz; 1938 waren es nur noch 151 jüdische Firmen. Die „Arisierungen“ erreichten dann Ende 1938/Anfang 1939 ihren Höhepunkt.

In der Pogromnacht des 10.11.1938 wurden jüdische Gemeindeeinrichtungen zerstört, so die Synagogen, Teile des Friedhofs und das Gemeindehaus; auch die in jüdischem Besitz befindlichen Geschäfte wurden verwüstet und ihre Warenbestände geplündert. Für die Zerstörungen verantwortlich waren zahlreiche SA-Leute, die Unterstützung vom Oberbürgermeister erhielten. Die städtische Feuerwehr war angewiesen worden, die Brandlegungen nicht zu stören und nur Sorge dafür zu tragen, dass Nachbargebäude keinen Schaden nähmen; die Öffentlichkeit wurde ausgesperrt.

Im „Fränkischen Kurier“ wurde über die Ereignisse in Fürth und Nürnberg berichtet:

... Die Nachricht von dem Tode des deutschen Gesandtschaftsrates vom Rath, der den Kugeln eines jüdischen Verbrechers zum Opfer fiel, löste in Nürnberg und Fürth - wie im ganzen Reiche - die stärkste Erregung der gesamten Bevölkerung aus. Diese Empörung steigerte sich im Laufe des Abends und der Nacht zu Aktionen gegen die in Nürnberg und Fürth wohnenden Juden. Die Synagoge in der Essenweinstraße in Nürnberg und die Synagoge in Fürth wurden in der Nacht zum Mittwoch auf Donnerstag in Brand gesteckt. Die beiden Synagogen sind im Innern völlig ausgebrannt; die sofort herbeigerufene Feuerwehr verhinderte jede Ausdehnung des Brandes. Die Judengeschäfte wurden demoliert, die Scheiben wurden eingeschlagen und der Inhalt der Läden wurde durcheinandergeworfen. Zu Plünderungen ist es nirgends gekommen. Noch jetzt liegen die Waren zerstreut in den jüdischen Geschäften.

Aus der Sicht des Fürther Stadtchronisten Rieß (Eintrag vom 10.11.1938):

„ ... In vergangener Nacht sind viele jüdische Läden demoliert worden. Im jüdischen Schulhof an der Königsstraße wurde die Synagoge in Brand gesteckt, desgleichen die Kaalschule, die Scharr, der alte Betsaal an der Mohrenstraße. Sämtliche Gebäude brannten völlig aus. Die Feuerwehr war mittags mit dem Ablöschen der Trümmerhaufen beschäftigt.

Sämtliche jüdische Verkaufsläden sind heute geschlossen. ... An den demolierten Verkaufsläden ... ist mit Kreide angeschrieben: 'Rache für Paris!' Mehrere hochstehende Juden wurden festgenommen. ... Vor dem Eingangstore zum Synagogenhof in der Königs- und Mohrenstraße standen den ganzen Tag über viele Zuschauer. In der heutigen Nacht und morgens wurden bei vielen Juden durch SA-Leute Haussuchungen vorgenommen. Wo Widerstand geleistet oder nicht geöffnet wurde, ist demolierend vorgegangen worden. Viele Juden wurden in Schutzhaft genommen und tagsüber im Volksbildungsheim untergebracht. Abends wurden sie in drei großen Autobussen fortgefahren. ...”

Noch in der Nacht des 10.11. holte man die jüdischen Gemeindemitglieder aus ihren Häusern und trieb sie unter Verhöhnungen auf einem Platz in der Stadt zusammen, auf dem sie mehrere Stunden stehend ausharren mussten. Während Frauen und Kinder wieder nach Hause gehen konnten, wurden die meisten jüdischen Männer im Volksbildungsheim der Stadt zusammengezogen und dort von SA-Angehörigen misshandelt; etwa 150 Juden verschleppte man ins KZ Dachau.

Nach diesen Ereignissen setzte eine zweite größere Auswanderungswelle ein, sodass Ende 1939 nur noch etwa 600 Juden in Fürth lebten; Auswanderungsziele waren vor allem die USA und das ferne Schanghai.

Im Herbst 1941 setzten dann - über das Nürnberger Sammellager Langwasser - die Deportationen ein, die nach Riga, Izbica/bei Lublin, Theresienstadt und Auschwitz führten.

Am 22. März 1942 wurden die letzten 33 Kinder des jüdischen Waisenhauses in der Hallemannstraße zusammen mit dem Personal, dem Leiter des Waisenhauses, Dr. Isaak Halleman, und dessen Familie nach Izbica deportiert; keiner von ihnen überlebte.

Mitte Juni 1943 wurden die verbliebenen ca. 40 Juden nach Auschwitz deportiert; das bedeutet das Ende der Jüdischen Gemeinde Fürth.

In Fürth lebten dann nur noch wenige „in Mischehe“ verheiratete Juden; einige von ihnen verschleppte man noch wenige Monate vor Kriegsende nach Theresienstadt.

Fast 900 jüdische Bürger Fürths fielen der Shoa zum Opfer.

Kurz nach dem Einmarsch amerikanischer Truppen bildete sich - mit Genehmigung der US-Militärregierung - ein „Komitee für jüdische Angelegenheiten“ in Fürth. Bald darauf entstand auf Initiative von Jean Mandel und dem Rabbiner David Spiro in Fürth wieder eine kleine jüdische Gemeinde; ihre Angehörigen stammten fast ausschließlich aus Osteuropa und stellten zeitweilig ca. 400 Personen.

Neben der Israelitischen Kultusgemeinde entwickelte sich ab 1945/46 noch eine zweite jüdische Gemeinde in der Stadt Fürth, die für ganz Süddeutschland zuständig war und von der US-Army getragen wurde; in der US-Kaserne in der Frohnmüllerstraße besaß sie ihre Synagoge - vermutlich die einzige US-Militärsynagoge in Europa überhaupt. Diese Synagoge ist heute noch religiöser Mittelpunkt aller jüdischen US-Angehörigen in Bayern.

Nachdem der Großteil der auswanderungswilligen jüdischen DPs Anfang der 1950er Jahre Fürth verlassen hatte, konsolidierte sich die Gemeinde; ihre Mitgliederzahl betrug nun ca. 200 Personen. Anders als in anderen deutschen Städten gelang hier nicht nur eine organisatorische, sondern auch eine (orthodox-) religiöse Wiederbelebung der Gemeinde.

Im ehemaligen jüdischen Waisenhaus an der Ecke Rosenstraße/Dr.Hallemann-Straße wurde 1967 die Synagoge der heutigen Jüdischen Gemeinde in Fürth eingeweiht.

Um die Jahrtausendwende zählte die Fürther Gemeinde etwa 350 Angehörige, davon die meisten Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion; 2006 war ihre Anzahl auf mehr als 600 Personen angewachsen.

Am Standort der ehemaligen Synagoge in der Geleitsgasse wurde zur Erinnerung an die frühere Gemeinde und an die während der Pogromnacht zerstörte alte Synagoge 1987 ein Mahnmal errichtet; die ca. drei Meter hohe Granit-Plastik des japanischen Bildhauers Kato stellt einen brennenden Dornbusch dar. Um die Granit-Plastik ist der folgende Schriftzug zu lesen:

Ehrwürdiger ! Völker drangen in deinen Besitz ein, verunreinigten dein Eigentum.
Sie vergossen das Blut wie Wasser und machten zum Gespött unsere Nachbarn.

Auf dem neuen israelitischen Friedhof in der Erlanger Straße erinnert ein Gedenkstein an die Fürther Juden; seine Inschrift lautet:

Für unser Volk und unseren Glauben ließen
unsere teuren Brüder und Schwestern ihr Leben
als Märtyrer in den unheilvollen Jahren 1933 - 1945.
Zum stillen Gedenken errichtet von der Jüdischen Gemeinde Fürth.

Der von einer Sandsteinmauer umgebene alte Friedhof am Rande der Altstadt - auf dem Gelände sollen im Laufe der Jahrhunderte mehr als 20.000 (!) Begräbnisse stattgefunden haben - wurde in der unmittelbaren Nachkriegszeit so gut wie möglich wiederhergestellt.

Dort findet man noch das Grab des Fürther Ehrenbürgers Dr. Wilhelm Königswarter (1809 - 1878); ihm verdankte die Stadt reiche Stiftungen sozialer und kultureller Art. Andere Grabsteine mit berühmten Namen erinnern z.B. an die Landesrabbiner Bermann Fraenkel (gest. 1708), Baruch Rapaport (gest. 1746), David Strauss (gest. 1762) u.a.

1997 wurde das Denkmal für 886 Fürther Opfer der Shoa in der jüdischen Friedhofshalle eingeweiht. In den Folgejahren konnten nach intensiven Nachforschungen weitere 183 Opfer benannt werden; ihre Namen erhielten 2009 ebenfalls einen Platz auf der Gedenktafel.

1999 öffnete das „Jüdische Museum Franken“ - getragen von einem 1990 gegründeten Verein - seine Pforten. Das Museum in Fürth thematisiert neben der Geschichte und Kultur der Juden in dieser Region auch ihre Gegenwart und Zukunft. Das Museum dient auch als Begegnungsstätte und Lernort. Im „Jüdischen Museum Franken“ in Fürth ist auch ein Modell der alten Fürther Hauptsynagoge zu sehen.

2004 eröffnete das Museum eine Dauerausstellung zur Familiengeschichte Krautheimer in der ehemaligen Kinder-Krippe in der Mainstraße; Martha Krautheimer erfüllte mit der Einrichtung der Säuglingskrippe 1911 das Testament ihres verstorbenen Ehemannes Nathan. Heute wird das Haus als Schulgebäude genutzt.

1873 wurde **Karl Jakob Wassermann** in Fürth geboren. Nach einer unglücklichen Kindheit und einer gescheiterten Berufsausbildung führte er ein unstetes Bohème-Leben, das ihn über Süddeutschland, die Schweiz bis nach Wien führte.

Obwohl die jüdische Religion im Elternhaus keine Rolle gespielt hatte, näherte er sich dieser während seines Lebens. Mit dem Roman „Die Juden von Zirndorf“ hatte Wassermann seinen ersten literarischen Erfolg. Zu seinen schriftstellerischen Werken zählten nach der Jahrhundertwende „Melusine“ und dem Fortsetzungsroman „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs“, „Caspar Hauser“ (1907), „Das Gänsemännchen“ (1915) und „Christian Wahnschaffe“ (1919) machten ihn zu einem der meistgelesenen deutschsprachigen Autoren der Weimarer Zeit. Sein Buch „Der Fall Maurizius“ verkaufte sich in den 1920er Jahren allein über eine Million Mal in Amerika. Nach 1933 wurden seine Werke, in deren Mittelpunkt er deutsch-jüdische Identität stellt, verboten und verbrannt.

Heutzutage ist Karl Jakob Wassermann - er starb 1934 - fast in Vergessenheit geraten.

Im Jahre 1995 stiftete die Stadt Fürth den Jakob-Wassermann-Literaturpreis, der alle zwei bis drei Jahre verliehen wird.

Der 1826 in Fürth als Sohn eines Papiergroßhändlers geborene **Leopold Ullstein** zog sich aus dem Familienunternehmen zurück und gründete 1855 in Berlin eine eigene Papierhandlung. Neben seinem Beruf war er in der Berliner Stadtverordnetenversammlung tätig. Nach dem Ausscheiden aus dem Amt gründete er einen Verlag, nachdem er das „Neue Berliner Tagblatt“, die dazugehörige Druckerei und die „Berliner Zeitung“ erworben hatte. Im Jahr 1894 kaufte Ullstein die 1892 gegründete „Berliner Illustrierte Zeitung“, die er zur bedeutendsten deutschen Wochenzeitung fortentwickelte. Nach seinem Tod (1899) setzten dessen Söhne sein Lebenswerk fort.

Im nahegelegenen **Schnaittach** ist eine erhalten gebliebene Judaica-Sammlung zu besichtigen, die jüdisches Leben auf dem Lande dokumentiert.

In Schnaittach, zentralem Ort der Herrschaft Rothenberg, hatten sich Ende des 15. Jahrhunderts Juden niedergelassen; auch in den benachbarten Landgemeinden Forth, Hüttenbach und Ottensoos gab es jüdische Gemeinden. Seit dem 16. Jahrhundert war Schnaittach Sitz eines Rabbiners und stellte den zentralen Begräbnisplatz für die umliegenden Dörfer.

Seine Blüte erlebte das Rabbinat Schnaittach im 17./18. Jahrhundert; Ende des 19. Jahrhunderts erlosch es.

[→ **Schnaittach (Bayern)**]

Weitere Informationen:

Sigmund Haenle, Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth, Nürnberg 1878

Friedrich Neubürger, Verfassungsrecht der gemeinen Judenschaft zu Fürth und in dessen Amt im 18. Jahrhundert, Dissertation der juristischen Fakultät Erlangen, Fürth 1902

Adolf Eckstein, Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern, Fürth 1905

Leopold Löwenstein, Zur Geschichte der Juden in Fürth (in 3 Bänden), in: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft 7/1908, 8/1911 und 10/1913, Frankfurt/M. 1909/1913 (Nachdruck der Aufsatzreihe: Hildesheim 1974)

J. Rosenfeld, Vor 200 Jahren wurde die Israelitische Waisenanstalt zu Fürth gegründet, in: Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths, Fürth 1962

Stefan Schwarz, Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, Olzog-Verlag München/Wien 1963 (Taschenbuchausgabe München 1980, S. 84 f.)

Günter Klier, Die Fürther Judengemeinde im 19. Jahrhundert, Zulassungsarbeit der Universität Erlangen-Nürnberg 1965

Helmut Mahr, Die Fürther Hauptsynagoge, in: Fürther Heimatblätter, Neue Folge 1966

Rudolf Endres, Geschichte der jüdischen Gemeinde Nürnberg-Fürth im 19. und 20. Jahrhundert, in: 'frankenland' - Zeitschrift für Fränkische Landeskunde u. Kulturpflege (Sondernummer), Würzburg 1978, S. 23 - 31

Baruch Z. Ophir/Falk Wiesemann, Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918 - 1945. Geschichte und Zerstörung, Oldenbourg-Verlag, München/Wien 1979, S. 179 - 187

Helmut Eschwege, Die Synagoge in der deutschen Geschichte - Eine Dokumentation, VEB Verlag der Kunst Dresden 1980, S. 68/69

Harold Hammer-Schenk, Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. u. 20. Jahrhundert, Hans Christians Verlag, Hamburg 1981, Teil 1, S. 244 f.

Gerhard Wilhelm Daniel Mühlinghaus, Der Synagogenbau des 17. u. 18. Jahrhunderts im aschkenasischen Raum, Dissertation, Philosophische Fakultät Marburg/Lahn, 1986, Band 2, S. 128 ff.

Gerd Walther, Ein fränkisches Jerusalem - Daten und Texte zur Geschichte der Fürther Juden, Fürth 1987

Wolfgang Benz (Hrg.), Die Juden in Deutschland 1933 - 1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, Verlag C.H.Beck, München 1987, S. 516 f.

Heinz Schindler, Ende für Frankens Jerusalem, in: Friedrich Kraft (Hrg.), Kristallnacht in Bayern - Judenpogrom am 9. Nov. 1938 - eine Dokumentation, Claudius-Verlag, Ingolstadt 1988, S. 58 f.

Germanisches Nationalmuseum (Hrg.), Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, Nürnberg 1988

Dieter Bartetzko, Eine verschollene Architektur. Über Synagogen in Deutschland, in: Peter Hahn (Hrg.), Zerstörung - Verlust - Erinnerung. Zum 50. Jahrestag der Pogrom-Nacht vom 9. November 1938, Frankfurt/M., 1988, S. 63 - 65

Hans-Peter Schwarz (Hrg.), Die Architektur der Synagoge. Ausstellungskatalog Dt. Architekturmuseum Frankfurt/M., Frankfurt/M. 1988, S. 134/135

Stefan El-Banna, Juden in Fürth zur Zeit der Weimarer Republik, Zulassungsarbeit der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg 1989

Hermann Zvi Guttmann, Vom Tempel zum Gemeindezentrum - Synagogen im Nachkriegsdeutschland, Athenäum-Verlag, Frankfurt/M., 1989, S. 95/96

Werner J. Heymann (Hrg.), Kleeblatt und Davidstern. Aus 400 Jahren jüdischer Vergangenheit in Fürth, Verlag Maria Mümmler, Emskirchen 1991 (zahlreiche Aufsätze)

Israel Schwierz, Steinerner Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern - Eine Dokumentation, Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 2. Aufl., München 1992, S. 163 f.

Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus - Eine Dokumentation, Hrg. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1995, S. 139 f.

- Gisela Blume, Zum Gedenken an die von den Nazis ermordeten Fürther Juden 1933 - 1945, hrg. vom Komitee zum Gedenken der Fürther Shoa-Opfer, Fürth 1997
- Carol Herselle Krinsky, Europas Synagogen Architektur, Geschichte und Bedeutung, Fourier Verlag, Wiesbaden 1997, S. 287 - 289
- Udo Sponzel/Helmut Steiner, Die Auslöschung der jüdischen Gemeinde im III. Reich. Vorschläge und Materialien für einen Unterrichtsgang mit Schulklassen - Fürth 1997
- Theodor Harburger, Die Inventarisierung jüdischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Bayern, Band 2: Adelsdorf - Leutershausen, Hrg. Jüdisches Museum Franken - Fürth & Schnaitach, Fürth 1998, S. 205 - 223
- U. Sponzel/H. Steiner, Fürth - das "fränkische Jerusalem", in: Jüdisches Leben - Landesgeschichtliche Beispiele, Materialien, Unterrichtshilfen, hrg. von der Akademie für Lehrerfortbildung u. Personalführung, Akademiebericht No. 316/1998, Dillingen 1998, S. 64 ff.
- Monika Berthold-Hilpert, Die frühe Nachkriegsgeschichte der jüdischen Gemeinde Fürth, in: MENORA - Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1998, Philo-Verlag, Bodenheim 1998, S. 361 - 380
- Kleiner Museumsführer 'Jüdisches Museum Franken in Schnaitach', Fürth 1999
- Bernhard Purin (Hrg.), Buch der Erinnerung. Das Wieder Memorbuch der Fürther Klaus-Synagoge, Fürth 1999
- Alexander Mayer, Die Juden in Fürth. Schlaglichter 1792 - 1914, in: Altstadtblättdla 34 (1999/2000), Hrg. Altstadtverein St. Michael Fürth 2000
- Julius H. Schoeps (Hrg.), Neues Lexikon des Judentums, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2000, S. 278
- Monika Berthold-Hilpert, Synagogen in Fürth: Einladung zu einem Rundgang, Verlag Medien und Dialog, Haigerloch 2000
- Monika Berthold-Hilpert, Der Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde Fürth nach 1945, in: Julius H.Schoeps (Hrg.), Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland 1945 - 1952, Jüdische Verlagsanstalt, Berlin 2001, S. 157 ff.
- Monika Berthold-Hilpert, Jüdisches Leben in Franken nach 1945 am Beispiel der Gemeinde Fürth, in: G.Och/H.Bobzin (Hrg.), Jüdisches Leben in Franken, Bibliotheca Academica, Geschichte, Bd. 1, Würzburg 2002, S. 197 ff.
- Jim G. Tobias/Peter Zinke (Hrg.), Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte. Schwerpunktthema: Jüdisches Leben in Fürth, in: nurinst - Jahrbuch 2002, Antogo-Verlag, Nürnberg 2002
- Monika Berthold-Hilpert, Orte der Verfolgung und des Gedenkens in Fürth. Einladung zu einem Rundgang, Verlag Medien u. Dialog, Haigerloch 2002
- Jim G. Tobias, Schwerpunktthema: Jüdisches Leben in Fürth, Antogo-Verlag, Nürnberg 2003
- Monika Berthold-Hilpert/Jutta Fleckenstein, Jüdische Stiftungen in Fürth. Einladung zu einem Rundgang, Verlag Medien u. Dialog, Haigerloch 2003
- Katrin Bielefeldt, Geschichte der Juden in Fürth. Jahrhundertlang eine Heimat, o. O. 2005
- M.Brumlik/R.Heuberger/C.Kugelman (Hrg.), Reisen durch das jüdische Deutschland, DuMont Literatur- u. Kunstverlag, Köln 2006, S. 87/88
- Michael Müller, Seligman Bendit & Söhne - Spiegelglas- und Fensterglas-Fabriken. Aufstieg und Niedergang einer jüdischen Unternehmer-Familie der Fürther Spiegelglas-Industrie, in: Fürther Geschichtsblätter 2/2006 und 3/2006
- Herbert Liedel/Helmut Dollhopf, Jerusalem lag in Franken. Synagogen und jüdische Friedhöfe, Echter-Verlag GmbH, Würzburg 2006, S. 48 - 53
- Gisela Naomi Blume, Der alte jüdische Friedhof in Fürth 1607 – 2007. Geschichte – Riten – Dokumentation, Zirndorf 2007
- Ulrich Knufinke, Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland, in: Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Band 3, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2007, S. 78 – 80 und S. 211/212

Hechingen (Baden-Württemberg)

Anders als in den meisten deutschen Städten ist die Geschichte der Stadt Hechingen und die der dortigen jüdischen Gemeinde aufs engste miteinander verknüpft. Seit Ende des 15. Jahrhunderts wuchs die jüdische Bevölkerung von Hechingen langsam, aber kontinuierlich an - nur Ende des 16. Jahrhunderts unterbrochen durch eine größere Vertreibungswelle. Dieses Bevölkerungswachstum hielt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts an.

Um 1845 sollen in Hechingen mehr als 800 jüdische Einwohner gelebt haben, was damals mehr als 25 % der Gesamtbevölkerung entsprach. Durch Abwanderung in urbane Zentren ging ab den 1860er Jahren ihre Zahl allerdings stark zurück.

Unter preußischer Herrschaft wurde ab 1850 die Industrialisierung Hechingens vorangetrieben; in der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Hechingen - dank jüdischer Industrieller - zu einem Zentrum der südwestdeutschen Textilindustrie.

Spätestens seit Mitte des 16. Jahrhunderts gab es in Hechingen eine erste Synagoge; sie befand sich vermutlich an der Stelle des heute noch vorhandenen Synagogengebäudes in der Goldschmiedstraße.

Etwa 200 Jahre später wurde eine neue Synagoge errichtet; daneben stand das jüdische Gemeinde- und Schulhaus.

1881 wurde die Fassade der Synagoge im neoklassizistischen Stile umgestaltet.

Daneben gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch zwei kleinere Synagogen: eine stand in der Friedrichstraße im ‚jüdischen Stadtteil‘, die andere - die „Stiftssynagoge“ der Familie Kaulla - in der Münzgasse, neben der eine Talmud-Schule betrieben wurde; diese Synagogen bestanden bis 1850 bzw. 1870.

Karoline (Chaile) Kaulla (geb. 1739 in Buchau) war zu ihrer Zeit einer der bedeutendsten Hoffaktorinnen und galt als reichste Frau Deutschlands. Mit 18 Jahren wurde sie mit Akiba Auerbach in Hechingen verheiratet; da sich ihr Ehemann religiösen Studien widmete, übernahm sie - genannt „Madame Kaulla“ - die Geschäfte und erhielt 1768 vom Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen ihr Patent als Hoffaktorin „Kaulla Raphael“. Zwei Jahre später avancierte sie zur Herzoglich Württembergischen Hoffaktorin. Innerhalb weniger Jahrzehnte häufte die Familie ein beträchtliches Vermögen an, das mit Heereslieferungen in großem Stile erworben wurde. Im Jahre 1809 verstarb Karoline Kaulla siebzigjährig in Hechingen, die sich auch durch ihr soziales Engagement für die Bevölkerung Hechingens einen Namen gemacht hat.

Ihre Verstorbenen begrub die Hechinger Judenschaft zunächst in Haigerloch bzw. Mühringen; weitab von der Stadt - am Galgenrain, in Richtung Sickingen - wurde ab 1650 ein eigenes Beerdigungsareal genutzt; auf diesem sind mehr als 1.000 Grabstätten nachweisbar.

Juden in Hechingen:

| | | | | |
|-----|--------------|-------|---------|-----------------------------|
| --- | um 1545 | ..... | 10 | jüdische Familien, |
| --- | um 1640 | ..... | ca. 30 | Juden, |
| --- | um 1770 | ..... | ca. 350 | " , |
| --- | um 1800 | ..... | ca. 400 | " , |
| --- | 1842 | ..... | 809 | Juden (ca. 25% d. Bevölk.), |
| --- | 1858 | ..... | 469 | " , |
| --- | 1871 | ..... | 423 | " , |
| --- | 1895 | ..... | 233 | " , |
| --- | 1907 | ..... | 185 | " , |
| --- | 1925 | ..... | 111 | " , |
| --- | 1933 | ..... | ca. 100 | " (ca. 2% d. Bevölk.), |
| --- | 1938/39 | ..... | ca. 80 | " , |
| --- | 1942 (Sept.) | ..... | 5 | " . |

Angaben aus: Casimir Bumiller (Bearb.), Juden in Hechingen. Geschichte einer jüdischen Gemeinde ..., S. 66/67

Der reichsweite NS-Boycott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 und damit der Auftakt zur Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben wurde auch in Hechingen durchgeführt. Vor elf jüdischen Geschäften bauten sich uniformierte SA-Angehörige auf, um „Arier“ am Betreten der Geschäfte zu hindern; zudem wurden Plakate mit der Aufschrift „*Deutsche, kauft nicht bei Juden*“ an die Schaufenster geklebt.

In den folgenden Jahren störten oft Mitglieder der NS-Jugend Veranstaltungen in der Synagoge mit Sprechchören wie: „*Nieder mit den Juden!*“ oder „*Raus aus Deutschland!*“; diese Parolen wurden auch vor dem Haus des Vorstehers der jüdischen Gemeinde, Emil Weil, wiederholt.

Im Sommer 1935 wurde den jüdischen Bürgern Hechingens die Benutzung der städtischen Schwimmbäder verboten.

Nach der Verdrängung der Juden aus der Wirtschaftsleben und ihrer anschließenden Vertreibung verlor die Stadt Hechingen fast die gesamte selbstständige Industrie und zahlreiche Gewerbebetriebe.

Im November 1938 hatte der Reutlinger SA-Standartenführer Karl Schuhmacher den Befehl erhalten, die Synagoge in Hechingen in Brand zu stecken und jüdische Geschäfte zu demolieren. Er beauftragte den örtlichen SA-Sturmführer Max Musiol mit der Durchführung. In den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 wurde die Synagoge in der Goldschmiedstraße von einheimischen und aus Reutlingen angereisten SA-Angehörigen zerstört: Sie schlugen Türen und Fenster ein und demolierten die Inneneinrichtung; die Thoranische wurde beschossen. Das Gebäude wurde aber nicht in Brand gesteckt, weil es inmitten einer Häuserzeile lag. Wegen Kompetenzgerangels der Bürokratie blieb das Gebäude vom Abriss verschont; das Grundstück wurde von der Stadt für wenig Geld gekauft. Das Gebäude diente zunächst als Turnhalle, später als Rekrutierungsgebäude für Soldaten.

Aus den „Hohenzollerischen Blätter“ vom 12.11.1938:

**Volkszorn zerstört Hechinger Synagoge
Gerechte Vergeltungsmaßnahmen treffen das Judenpack**

... In der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag sammelten sich in der Goldschmiedstraße vor der Synagoge empörte Volksgenossen, die in durchaus verständlicher und berechtigter Erregung diese jüdische Kultstätte zum Zielpunkt ihres Vergeltungswillens genommen hatten. Binnen kürzester Zeit waren die Türen erbrochen und die gesamten Einrichtungsgegenstände zerstört. In ihrem kaum zu überbietenden Zorn machten die Volksgenossen derart 'ganze Arbeit', daß an eine Wiederherstellung der Innenausstattung für den bisherigen Zweck nicht mehr gedacht werden kann. Das ... Haus ... gleicht innen einem Trümmerhaufen. Auch sämtliche Fenster und Türen sind zerschlagen. ...Mit Abscheu spricht jedermann von dem jüdischen Pack, das nun auch hier in Hechingen die Faust des Volkes zu spüren bekam. Möge dieses Beispiel der Judenschaft zeigen, daß Deutschland nicht länger mit sich spielen läßt und seine Feinde dort zu treffen weiß, wo es sie am meisten schmerzt. Überflüssig zu sagen, daß von Ausschreitungen oder gar Plünderungen nirgends etwas bemerkt werden konnte. Wer Zeuge der antijüdischen Aktionen war, mußte sich vielmehr über die Disziplin, die von der Volksmenge ... gehalten wurde, wundern. "

Auf Anordnung der Gestapo ließ der Landrat sieben jüdische Männer aus Hechingen in Haft nehmen; die jüngeren wurden im KZ Dachau „in Schutzhaft“ genommen. Im Gefolge der Ereignisse des 9./10. November 1938 mussten - auf Anordnung des Landrats - die Einzelhandelsgeschäfte jüdischer Besitzer schließen, nur der Verkauf von Lebensmitteln war noch erlaubt. Jüdische Schüler wurden nun auch vom Besuch öffentlicher Schulen ausgeschlossen; die beiden jüdischen Lehrer Karl Hamburger und Leon Schmalzbach gaben von da an Privatunterricht. Wer nicht rechtzeitig emigrieren konnte, wurde Ende 1941/Anfang 1942 deportiert; in Hechingen waren davon elf meist ältere Personen betroffen.

Im September 1942 hieß es in der ‚NSDAP-Chronik‘ Hechingens:

“ .. Hechingen ist jetzt bis auf die Ehefrau des Glasers Jakob Fauser, Flora Fauser, geborene Ullmann, und deren vier Kinder judenfrei. “

Mindestens 29 jüdische Bewohner Hechingens wurden Opfer der Shoa.

Nach Kriegsende wurde das Synagogengebäude der jüdischen Kultusgemeinde Stuttgart übertragen, die es wenige Jahre später an einen Gewerbebetrieb veräußerte; nun wurde es als Lagerhalle genutzt.

In den 1980er Jahren setzte eine Bürgergruppe, die „Initiative Hechinger Synagoge“, sich für die Rettung des ehemaligen Synagogengebäudes ein. Mit hohem Kostenaufwand wurde es schließlich in seiner ursprünglichen Form von 1938 wiederhergestellt. Seit 1986 dient das Gebäude als Stätte der Erinnerung und Begegnung. Auf der Empore informiert eine Dauerausstellung über die lange jüdische Geschichte Hechingens.

Seit Frühjahr 2003 wird die „Alte Synagoge Hechingen“ auch wieder als Gotteshaus genutzt, insbesondere von den Juden in den Landkreisen Zollernalbkreis und Reutlingen.

Vor dem Hechinger Rathaus findet man am neuen Brunnen mehrere Reliefs, die Aspekte jüdischer Stadtgeschichte widerspiegeln.

Auf dem jüdischen Friedhof erinnert eine Gedenkplatte mit den Namen der verschleppten und ermordeten jüdischen Bürger an die einstige jüdische Gemeinde.

Auf dem Gebiet der Kommune **Bisingen**, einige Kilometer südlich Hechingens gelegen, existierte ab August 1944 bis April 1945 ein Außenlager des KZ Natzweiler. Das AK Bisingen war eines von sieben Lagern des sog. Unternehmens 'Wüste'; hier mussten mehr als 4.000 zumeist osteuropäische Häftlinge, darunter mehr als 1.000 Juden, Schwerstarbeit im Ölschieferbruch leisten. Den unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen fielen fast 1.200 Häftlinge zum Opfer; die allermeisten sind auf dem 'KZ-Friedhof' in Bisingen begraben.

Weitere Informationen:

Paul Sauer, Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Mitbürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933 - 1945, Hrg. Archivdirektion Stuttgart, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1966, S. 90 - 94

H. Breimesser, Ursprung, Entwicklung und Schicksal der jüdischen Gemeinde Hechingen, Zulassungsarbeit Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd, 1968

Juso-AG Bisingen (Hrg.), Das KZ Bisingen - Eine Dokumentation, 1984

Manuel Werner, Die Juden in Hechingen als religiöse Gemeinde, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 20.Jg./1984, S. 102 - 213 und 21.Jg./1985, S. 49 - 169

Joachim Hahn, Synagogen in Baden-Württemberg, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1987, S. 75 f.

Otto Werner, Die Juden in Hechingen während der Zeit des Nationalsozialismus, in: 1200 Jahre Hechingen, Hrg. Stadt Hechingen 1987

Joachim Hahn, Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1988, S. 568 - 572

Casimir Bumiller, Die jüdische Gemeinde Hechingen im 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 14-25/1988/89, S. 159 - 184

Otto Werner, Juden im Zollernalbkreis, in: Der Zollernalbkreis, Stuttgart 1989, S. 149 f.

Casimir Bumiller (Bearb.), Juden in Hechingen. Geschichte einer jüdischen Gemeinde in neun Lebensbildern aus fünf Jahrhunderten - Ausstellungskatalog zur Dokumentation in der Alten Synagoge Hechingen, Hrg. Alte Synagoge e.V. Hechingen, o.J. (Anm.: gute zusammenfassende Darstellung der jüdischen Geschichte Hechingens)

Casimir Bumiller, Die alte Synagoge in Hechingen, Hechingen 1991

Otto Werner, Synagogen und jüdischer Friedhof in Hechingen, in: Schriftenreihe 'Alte Synagoge e.V. Hechingen' 1, Hechingen 1996

"Rappel", Revue de la L.P.P.D., Heft No.4/1996, S. 658 ff.

Alte Synagoge e.V. Hechingen (Hrg.), Möglichkeiten des Erinnerns - Orte jüdischen Lebens und nationalsozialistischen Unrechts im Zollernalbkreis und im Kreis Rottweil, Hechingen 1997, S. 21 ff.

Adolf Vees, Das Hechinger Heimweh - Begegnungen mit Juden, Tübingen 1997

Gedenkstätten in Baden-Württemberg, Hrg. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 1998, S. 30

Otto Werner, Jüdisches Hechingen - Einladung zu einem Rundgang, Hrg. Verein Alte Synagoge Hechingen e.V., Haigerloch 2000

Christine Glauning, Schieferöl und Zwangsarbeit. Das Unternehmen 'Wüste' und das Konzentrationslager in Bisingen. Geschichte und Erinnerung, Ulm 2001 (Neuauf. 2003)

Adolf Vees, Das Hechinger Heimweh - Begegnungen mit Juden, 3.Auf., Tübingen 2004

Gabriele Katz, Die erste Unternehmerin Süddeutschlands und die reichste Frau ihrer Zeit. Madame Kaulla, Filderstadt 2006

Adolf Vees, Die Synagoge in Hechingen: Von der Verdrängung zum Wiedergewinn der Geschichte, in: Orte des Gedenkens und Erinnerns in Baden-Württemberg, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 2007, S. 161 - 167

Joachim Hahn/Jürgen Krüger, "Hier ist nichts anderes als Gottes Haus ..." Synagogen in Baden-Württemberg, Teilband 2: Orte und Einrichtungen, Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart 2007, S. 176 - 181

DER AUTOR

Klaus-Dieter Aliche, Jhg. 1943, absolvierte in Göttingen ein Studium in Geschichte und Geographie. Seit 1969 war er im Schuldienst des Landes Niedersachsen, seit 1975 an der Hermann-Ehlers-Realschule in Bergen, davon die letzten 18 Jahre als Konrektor.

Neben seiner unterrichtlichen Tätigkeit gehörte er seit 1988 dem pädagogischen Besucherdienst der Gedenkstätte Bergen-Belsen an.

2006 wurde er pensioniert und lebt heute in Winsen/Aller im Landkreis Celle.

© 2009 Copyright bei Autor und Verlag
online exklusiv für ONLINE-EXTRA

ONLINE-EXTRA – ein Service von COMPASS-Infodienst

www.compass-infodienst.de
redaktion@compass-infodienst.de

Kennen Sie schon die tagesaktuellen Ausgaben von COMPASS-Infodienst?

COMPASS liefert täglich Links zu top-aktuellen Beiträgen aus den Themenbereichen:
Nahost/Israel, Gedenken und Erinnern, Antisemitismus, Rechtsradikalismus, multikulturelle Gesellschaft, christlich-jüdischer und interreligiöser Dialog, jüdische Welt. Ergänzt von Rezensionen und Fernseh-Tpps!

Jetzt 5 Ausgaben kostenfrei und unverbindlich !

Bestellen Sie jetzt Ihr Probe-Abo:
abo@compass-infodienst.de